

Männer – das benachteiligte Geschlecht?

Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit

Rolf Pohl

(Vorabdruck aus: Bereswill, Mechthild und Neuber, Anke (Hg.) (2010): In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert. Reihe: Forum Frauen- und Geschlechterforschung. Westfälisches Dampfboot. Münster)

Kurz vor Beginn meines Vortrags an der Universität Kassel im Januar 2010 im Rahmen eines Vorlesungszyklus der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechterforschung über *Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*, der die Grundlage dieses Aufsatzes darstellt, nahm mich der Vertreter eines väterrechtlichen Vereins beiseite und teilte mir in verschwörerischem Flüsterton mit: „Sie wissen doch, dass heutzutage mehr Väter abgetrieben werden als Föten“ (!). Diese Aussage ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Sie soll einem drastisch vor Augen führen, welches Ausmaß die Entsorgung von Trennungs-Vätern bei den üblichen Sorgerechtsregelungen inzwischen angeblich angenommen hat. Das gilt vielen Männer- und Väterrechtlern als systematisch geplantes Vergehen, manche sprechen auch von einem Verbrechen sowohl am Kind als auch am Vater. Der Vergleich mit der Abtreibung zeigt implizit aber auch, wem die Hauptschuld an diesen beiden Verbrechen offenkundig angelastet wird: den Frauen, die ihre Macht als Mütter rücksichtslos und mit Hilfe einer feministisch infiltrierten Justiz ausnutzen. Zugespitzt lässt sich aber noch eine dritte unterschwellige Botschaft herauslesen: Abtreibung ist im Grunde Mord und Kindesentzug (mindestens) Seelenmord. Gibt es Verbindungen zwischen Teilen der neuen Väterbewegung, ideologischen Familientraditionalisten und fundamentalistischen Abtreibungsgegnern? Und wie repräsentativ sind diese Verbindungen für jene Positionen, die den gegenwärtigen Diskurs über die Krise der Männlichkeit maßgeblich bestimmen?

Dass es dem anwesenden Väterrechtler um einen ideologischen Propagandafeldzug mit hohen projektiven Anteilen ging, wurde durch sein Verhalten während des Vortrags und in der anschließenden Diskussion deutlich. Das Starre, Unduldsame und Unbelehrbare sowie der spürbare Druck, nichts, was von seinen Voreinstellungen abweicht, wissen oder erfahren, sondern unkorrigierbare weltanschauliche „Meinungen“ loswerden zu wollen, gipfelte in seiner Zustimmung zu der unsäglichen, den Nationalsozialismus und die Shoah verharmlosenden These, die Verantwortung für die NS-Verbrechen hätte letztendlich bei den Müttern der weitgehend vaterlos aufgewachsenen Täter gelegen.¹ Diese in Teilen der „neuen“ Männerbewegung hartnäckig verbreitete Behauptung ist weder neu noch einzigartig. So

¹ Es handelt sich dabei weniger um eine streitbare These, als um eine bloße Behauptung, die mit ihrer Nähe zum Gerücht und zum affektbesetzten Vorurteil das erfüllt, was Theodor W. Adorno unter „pathischer Meinung“ versteht: „Die Resistenzkraft der bloßen Meinung erklärt sich aus deren psychischer Leistung. Sie bietet Erklärungen an, durch die man die widerspruchsvolle Wirklichkeit widerspruchlos ordnen kann, ohne sich groß dabei anzustrengen. Hinzu kommt die narzißtische Befriedigung, welche die Patentmeinung gewährt, indem sie ihre Anhänger darin bestärkt, sie hätten es immer gewusst und gehörten zu den Wissenden. Das Selbstverständnis der unentwegt Meinenden fühlt sich gefeit gegen jedes abweichende konträre Urteil“ (Adorno 1960, 155).

glaubte Volker Elis Pilgrim bereits 1989 in einem historischen Rundumschlag nachweisen zu können, dass es von Alexander dem Großen über Cäsar, Nero, Iwan dem Schrecklichen, Napoleon, Robespierre bis hin zu Stalin, Mussolini, Franco und auch Hitler, Goebbels, Himmler, Mengele und vielen anderen Diktatoren und Menschenschlächtern *eine* sie verbindende Tatsache gibt, die ihre Menschheitsverbrechen ursächlich erklärt: Alle diese „Blutmänner“ seien in enger Beziehung zu ihrer Mutter aufgewachsen und hätten entweder brutale, blasse oder abwesende Väter gehabt. „Die Mutterbindung“, so die abenteuerliche Schlussfolgerung Pilgrims, „entwickelt einem Mann die Machtanfälligkeit und legt seine Neigungen für Gewalttaten fest“ (1989, 8). In der Intimität der exklusiven Mutter-Sohn-Beziehung werden „die Weichen für Blutrünst und Gewalttat gelegt“ (ebd., 15), denn das Aufwachsen in einer solchen vaterlosen „Muttotalität“ würde die Entwicklung einer männlichen Geschlechtsidentität und damit die Mannwerdung überhaupt vereiteln. Nur „Vatersöhne können sich selber annehmen, Menschen und Natur lieben. Muttersöhne müssen sich selber, Menschen und Natur hassen“ (ebd., 20).

Dieser populärwissenschaftliche Unsinn wäre nicht weiter ernst zu nehmen, gäbe es nicht jene angedeuteten positiven Bezugnahmen auf Pilgrims Schlichtmodell der „Muttersöhne“ bei einigen der tonangebenden Vertreter des in Deutschland seit etwa zwanzig Jahren anschwellenden Diskurses über die Krise der Männlichkeit. So hat Walter Hollstein in einem seiner frühen Männer-Bücher (1988) ungefähr zeitgleich mit Pilgrim, wenn auch mit anderen Akzentsetzungen die These von der chronischen, durch Mutterdominanz und Vatermangel bedingten Identitätskrise des Mannes nachdrücklich unterstrichen. Ohne Vater sei der Junge der „totalitären Liebe“ einer omnipotenten Mutter ausgeliefert und könne niemals „authentisch“ zur Männlichkeit initiiert werden. Frauen könnten zwar, so Hollstein unter Bezug auf den bekannten Vertreter der mythopoetischen Männerbewegung Robert Bly (1993), aus einem Embryo einen Jungen herstellen, aber nur Männer seien in der Lage, aus dem Jungen einen (echten) Mann entstehen zu lassen. Die Forschung sei sich einig, dass jeder Junge einen starken Vater brauche, um „sich stolz zu wissen und zu fühlen, daß er ein Mann ist“ (Hollstein 1988, 143f.). Fehle dieser, käme es spätestens dann zum „Trauma der Männer“, wenn der hilflose Knabe „aus der Süße der Liebe“ herausgerissen und unvorbereitet in die kalte männliche Welt geworfen wird (ebd., 177). Und genau hier sieht Hollstein die wichtigste Ursache für die typisch männlichen Autonomie- und Kontrollstrategien, die allein präventiv dem notwendigen Schutz vor den bedrohlichen Frauen und ihrer mütterlich-symbiotischen Sogwirkung dienen: „Nur nie wieder dieses Trauma, nie wider solchen Schmerz! Die Buben, einmal Männer geworden, schlagen dann übel zurück“ (ebd.). - Die größere Gewaltaffinität von Jungen und Männern und insbesondere die Gewalt gegen Frauen scheinen sich offenbar schlüssig aus dieser frühen Mangelkonstellation ableiten zu lassen.

Die angedeutete Akzentverschiebung bei Hollstein bezieht sich auf seinen eigenen Erklärungsansatz zur allgemeinen Krise der Männer und insbesondere zum allseits beklagten Bedeutungsverlust des Vaters. Das Drama des heutigen Mannes besteht für Hollstein in seiner sukzessiven „Entmännlichung“, die er in diesem relativ frühen Text vor allem auf zwei Entwicklungen zurückführt: Mit dem Siegeszug der von ihm selbst erschaffenen Technik habe der Mann „Kraft, Stärke, Persönlichkeit, Autorität, Unverwechselbarkeit und

Pioniergeist an immer effizientere Geräte und Instrumente delegiert“ (ebd., 25). Damit sei der männliche Prototyp der kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft gleichzeitig zum „Symbol für den männlichen Niedergang“ geworden (ebd., 132). Dieser Niedergang zeige sich im Vergleich zu Frauen an der negativen Bilanz gesundheitlicher und anderer Belastungsfaktoren. Männer würden früher sterben, eine höhere Suizidanfälligkeit und Kriminalitätsrate aufweisen, häufiger dem Alkoholismus und der Drogensucht verfallen, stärker an Sexualängsten leiden und bereits als Jungen massivere Schulprobleme und Verhaltensauffälligkeiten zeigen. Und das lässt für Hollstein nur einen Schluss zu: „Vom fötalen Zustand bis ins hohe Alter geht es den Frauen durchschnittlich um etliches besser als den Männern“ (ebd., 134).

Und als wäre das nicht schon genug, sei der historische Abstieg der Männer zugunsten der Frauen durch den *Siegeszug der Frauenbewegung* endgültig besiegelt worden. Die Omnipotenz der Mutter und die Vorherrschaft der Frauen seien nun, durch das sexistische Zerrbild vom Mann ideologisch abgesichert und zur Norm einer manipulierenden „Gefühlsarbeit“ geworden, um den Jungen abhängig zu halten und den Mann gefügig zu machen. „Einst hat ‚der‘ Mann ‚die‘ Frau ins Haus verbannt, jetzt rächt sie sich dafür, indem sie seine Erben *entmannt*. (...) Die Entmännlichung des Knaben ist die historische Strafe für die männliche Hegemonie“ (ebd., 174). Immerhin wird hier, wenn auch pathetisch verklärt, die Existenz eines früher einmal existierenden Patriarchats, an anderer Stelle sogar die Kontinuität einer Männergesellschaft ohne volle Gleichberichtigung anerkannt (Hollstein 1999, 22) und die historische Notwendigkeit einer emanzipatorischen Frauenbewegung sogar begrüßt. Aber der Fortschritt habe sich inzwischen grundlegend gegen den Mann und seine Männlichkeit gerichtet. „Der Mann war jahrtausendlang der Herrscher der Welt. Der Mann hat die Wildnis gerodet, Frauen und Kinder beschützt, die Felder urbar gemacht. Der Mann galt deshalb als Schöpfer der Kultur. Heute hat sich alles geändert. Der Mann wird als Unterdrücker gebrandmarkt. Ihm wird vorgeworfen, Frauen und Kinder zu mißbrauchen“ (ebd., 12). Gegen diese doppelte „Entmännlichung“, einmal durch die moderne Technik-Entwicklung, vor allem aber durch den Feminismus sei energische Gegenwehr geboten. Wenn der geschwächte, entwertete und weitgehend vaterlos aufgewachsene Mann „sich nicht schmerzhaft im Leben verfehlen will“ müsse er sich mit Mut und Wagnis selbst initiieren um mit „Wahrhaftigkeit“ und „Authentizität“ seinen Mann stehen zu können (ebd., 252). – Die propagierte Gegenwehr gegen die weiblichen Entmannungsstrategien muss sich folglich sowohl gegen die perfide Verschlingungspraxis männerhassender Mütter, als auch gegen die obskuranten Strategien der Frauen auf dem Feld der Sexualität richten.

Dieser zweite Gesichtspunkt, die vehemente Kritik am Feminismus und an den Auswirkungen der Frauenbewegung für die Männer unterscheidet Hollsteins Litanei über den Untergang des Mannes von der Position Pilgrims. Die Machtbesessenheit und Mordgier der von diesem konzipierten „Muttersöhne“ wird gerade nicht als Ergebnis des Zerfalls des Patriarchats, sondern im Gegenteil als Ausdruck seiner ungebrochenen Kontinuität gewertet. Das Patriarchat sei ein gesellschaftlicher Krankheitszustand, in dem die Söhne nur deshalb zum Opfer ihrer Mütter würden, weil diese unfrei und wie alle Frauen nach wie vor ein Opfer der Männer und ihrer patriarchalen Herrschaft seien. Dieser Täter-Opfer-Teufelskreis sei nur gemeinsam von beiden Geschlechtern durch die Befreiung der patriarchalischen Mutter und

damit der unterdrückten Frauen allgemein wirksam zu durchbrechen. Diese antisexistische und pro-feministische Ausrichtung Pilgrims hat die Freude der radikaleren Vertreter der neuen Männerbewegung an seinem universalistischen Muttersöhne-Modell erheblich getrübt und wird als Kniefall vor der Frauenbewegung empfunden (vgl. Amendt 2009c, 48, 50). Als wahrer Hauptfeind gilt diesen Strömungen heutzutage dagegen das inzwischen errichtete „*Feminat*“, d.h. die Oberhoheit der Frauen, die Herrschaft der Mütter sowie der staatlich und pädagogisch geförderte weibliche Geschlechterkrieg gegen „die“ Jungen und gegen „die“ Männer insgesamt.

Damit gelangen wir ins Zentrum der aktuellen Debatte über die Krise der Männlichkeit und zu der sozialpsychologisch, geschlechtertheoretisch und politisch relevanten Frage nach dem Einfluss von Weiblichkeitsabwehr und antifeministischen Affekten insbesondere auf jene populären Positionen, die von einigen der wichtigsten Protagonisten dieser Debatte mit großer Verve vertreten werden. Um den Gehalt und die Problematik dieser Positionen angemessen einschätzen zu können, werden die folgenden Ausführungen deren wichtigste Merkmale zunächst ausführlich entlang ausgewählter Beispiele herausstellen und kommentieren. Die anschließende kritische Auseinandersetzung erfolgt in zwei Schritten: Erstens wird der antifeministische Gehalt dieser Positionen als projektive Verarbeitung persönlicher und gesellschaftlicher Krisenerfahrungen interpretiert. Vor diesem Hintergrund wird zweitens die Tendenz einer Essentialisierung von Männlichkeit in den Blick gerückt, die den gegenwärtigen Krisendiskurs in unterschiedlichen Varianten und Abstufungen prägt. Abschließend werden diese Befunde mit einem eigenen sozialisationstheoretischen Ansatz zur Konstitution von Männlichkeit im Spannungsfeld von Autonomie und Abhängigkeit konfrontiert, wobei insbesondere die Frage nach der Bedeutung der von vielen Vertreterinnen und Vertretern der aktuellen Männlichkeitsdebatte als vorbildlich idealisierten männlichen Initiation in den Mittelpunkt gerückt wird.

Der Mann in der Krise – Merkmale und Merkwürdigkeiten einer erregten Debatte

Die gegenwärtigen Diskussionen über die Krise des Mannes und der Männlichkeit laufen bereits seit den 1980er Jahren, haben aber seit dem ersten PISA-Bildungsbericht im Jahre 2000 rasant zugenommen und signifikanterweise mit dem Verlauf der Wirtschafts- und Finanzkrise ab 2008 noch an Schärfe zugelegt. Im Kern dieser Diskussionen stehen Klagen und Anklagen, die sich auf drei zentrale Themen beziehen: auf die angeblich katastrophale Lage der Männer insgesamt, auf die besonders prekäre Situation der Jungen sowie auf den Status und die Bedeutung der Väter. Die zahlreichen Beiträge zu diesen Themen liefern einschlägige (populär-)wissenschaftliche Publikationen, einige überregionale Printmedien, die sich in dieser Debatte stark engagieren (v.a. Spiegel, Focus, Zeit, Welt, BILD, taz, Süddeutsche, FAZ) sowie insbesondere das Internet, das sich auch in diesen Fragen zu einer riesigen Plattform weltanschaulicher Meinungsbekundungen mit großem Vernetzungs-

potential entwickelt hat.² Die in diesen Krisendebatten vertretenen Positionen sind nicht einheitlich. Es gibt neben den männerbewegt-radikalen (Amendt 2009a, 2009b, 2009c; Beuster 2006; Farrell 1995; Gruber 2009, Hoffmann 2007, 2009; Hollstein 1988, 1999, 2008; Matussek 1998 u.a.) auch moderatere Vertreter und wichtige und hilfreiche Untersuchungen (z.B. Aigner 2001; Aktionsrat Bildung 2009; Bründel/Hurrelmann 1999; Hurrelmann 2010; Lenz 1996; Schnack/Neutzling 1990). Zudem existieren einige Gegenpositionen, die den Krisendiskurs insgesamt oder in Einzelfragen aus soziologischen, sozialpsychologischen, psychoanalytischen und geschlechtertheoretischen Perspektiven kritisch hinterfragen (z.B. Bundesjugendkuratorium 2009; Gesterkamp 2010; Kappert 2008; Pohl 2006; Quindeau 2008; Rose 2006; Scheub 2010; Schmauch 2005; Wolde 2006, 2007).

Die radikaleren, parteilich für „die“ Sache der Männer und Jungen eintretenden Strömungen sind für die Debatten über die Krise des Mannes insofern repräsentativ, als sie die wichtigsten Themen vorgeben und besetzen, damit öffentlich eine gewisse Meinungsführerschaft einnehmen und sich inzwischen im Sinne einer Gegenbewegung gegen den Feminismus als eine „*Männerbewegung*“ zur Rettung der mutterinfizierten Söhne und zur Heilung der erniedrigten Männlichkeit insgesamt verstehen bzw. formieren wollen (vgl. Gruner/Kuhla 2009). Worum es dabei geht, lässt sich bereits an einer Auswahl der einschlägigen Titel und Überschriften ablesen. Zur allgemeinen Krise des Mannes heißt es: „Der verunsicherte Mann“, „Problemzone Mann“, „Die armen Männer“, „Eine Krankheit namens Mann“, „Der Mann – ein Irrtum der Natur?“, „Die Mühlen der Entmannung“, „Was vom Manne übrig blieb“, „Sind Frauen bessere Menschen?“, „Das bevorzugte Geschlecht“, „Für Männer, die sich selber suchen“, „Männer – wehrt Euch“, „Männerbeben. Das starke Geschlecht kehrt zurück“ usw.; den abgehängten Jungen und vaterlosen Söhnen gelten die Überschriften: „Die Jungenkatastrophe“, „Jungen, die neuen Verlierer“, „Angeknackste Helden“, „Kleine Jungs – große Not“, „Kleine Machos in der Krise“, „Arme Jungs“, „Schlaue Mädchen – Dumme Jungen“, „Rettet unsere Söhne“ und die entsprechenden Väter-Schlagzeilen lauten: „Vatersehnsucht“, „Abwesende Väter – verlorene Söhne“, „Das Drama der Vaterentbehmung“, „Söhne wollen Väter. Wider die weibliche Umklammerung“, „Der entsorgte Vater“ usw.. Sieht man sich die mit diesen und ähnlichen Titeln versehenen Arbeiten und die in ihnen vorherrschenden Argumentationslinien genauer an, fallen einem die immer unverblümter auftretende, streckenweise feindselig aufgeladene Abwehr gegen Frauen und Mütter sowie ein aggressiver Anti-Feminismus ins Auge. Dazu passt eine fast trotzig Haltung, die ihre empörte Anklage als emanzipativen, gegen den feminisierten Mainstream gerichteten Tabubruch nach dem Muster verklärt: „angesichts des männlichen Elends muss man doch endlich einmal sagen dürfen ...“.³ Neu ist dieser angebliche Tabubruch übrigens

² Zu den wichtigsten parteilichen männer- und väterrechtlichen Seiten, auf denen mit klaren, häufig feindselig aufgeladenen Schuldzuweisungen Position zur Krise des „entmännlichten“ Mannes, zur Benachteiligung der Jungen und zur „Entsorgung“ der Väter bezogen wird gehören www.genderama.blogspot.com, www.mandat.de, www.manifest.eu, www.free.gender.de, www.pappa.com, www.maskulist.de, www.antife.de, www.walter-hollstein.ch, www.brainlogs.de/blogs/blog/geschlechtsverwirrung, www.mann-pass-auf.de, www.arnehoffmann.com, www.der-entsorgte-vater.de u.a.

³ Hinsichtlich der Selbststilisierung als mutige Tabubrecher gilt für die neuen Männerbewegten in gleicher Weise, was Jürgen Habermas einmal in einem anderen Kontext, gegen Martin Walsers Plädoyer für einen befreienden, auf Entsorgung zielenden Tabubruch im deutschen Umgang mit Auschwitz formuliert hat: „Das

nicht, denn bereits in den 1970er Jahren gab es Ansätze, die beispielsweise die Abwesenheit oder die Schwäche des Vaters beklagten und für zahlreiche Krankheitsbilder bis hin zu psychotischen Störungen verantwortlich machten. Nur der Vater könne als Held und Befreier des Kindes - wie in der aktuellen Debatte ist „natürlich“ auch hier der Junge gemeint - „Wegbereiter und Vorbild eines Lebens in personaler Freiheit und größtmöglicher Individualität“ (Stork 1974, 288f.) sein und damit die Entwicklung einer wahren, gesunden und autonomen Männlichkeit garantieren. Das Beschwören der Leitfunktion neuer Vaterbilder war am Ende der 1970er Jahre zur Mode geworden und bereits 1980 fragte der *Spiegel* bezeichnenderweise: „Sind Väter die besseren Mütter?“ (vgl. Pohl 2006).

Was macht den Kern dieser parteilichen Klagen und die sie bestimmende Logik aus? Grundlage und Ausgangspunkt der meisten Positionen im Kampf gegen die Identitätszerstörung des Mannes ist die Zuspitzung der bereits 1988 von Hollstein angedeuteten These vom *endgültigen Siegeszug des Feminismus*. Diese Grundannahme hat den Charakter eines *proton pseudos*, aus dem eine ganze Reihe wirklichkeitsumdeutender Schlüsse gezogen werden. Das lässt sich aktuell am deutlichsten an den Beiträgen zum Sammelband *Befreiungsbewegung für Männer* (Gruner/Kuhla 2009) ablesen. Der Feminismus, so heißt es dort, habe historisch zwar eine gewisse Berechtigung gehabt, aber nun sei die Gleichberechtigung der Frau keine zentrale gesellschaftliche, politische und pädagogische Aufgabe mehr, denn sie sei inzwischen in vollem Umfang realisiert. Und mehr noch: Auch wenn der Feminismus inzwischen als soziale Bewegung versiegt sei, lebe er nun „im Dunstkreis bürokratischer Förderprogramme fort“ (Amendt 2009c, 53) und habe mit der Kontrolle über die Bewusstseinsindustrie die Deutungshoheit über die wichtigen gesellschaftlichen Themen errungen. Anstelle der früher angeblich herrschenden Misogynie sei ein vom ursprünglichen Humanismus der Frauenbewegung radikal abgelöstes System der *Misandrie*, ein rassistischer und sexistischer Zustand des allgemeinen Männerhasses errichtet worden (Hollstein 2008, 154-189; vgl. Gruner 2009, 18). Männer würden fortan pauschal als „böse“ denunziert, Frauen dagegen prinzipiell als „gut“ idealisiert und als die besseren Menschen hingestellt. Inzwischen sei die gesamte Öffentlichkeit feministisch indoktriniert und die Frauen würden längst in allen gesellschaftlichen Sektoren, in der Arbeitswelt, im Bildungswesen, in der Gesundheitspolitik, im Scheidungsrecht und selbst bei ihrem aktiven Anteil an häuslichen Gewalttaten das „privilegierte“ Geschlecht sein (vgl. Gesterkamp 2010, 4). Passend hieß es 2006 in der *FAZ* polemisch zugespitzt, das „angewandte Kaderprinzip der feministischen Lobby“ plane nicht nur eine politische, sondern bereits ab der Krippenerziehung eine „geistige Geschlechtsumwandlung“ der Jungen und Männer (vgl. ebd., 9). Jungen sollen nach dieser Strategie des „institutionalisierten Feminismus“ zu „zweitklassigen Frauen“, anstatt zu richtigen Männern erzogen werden (Hoffmann 2009: 13).

Der Geschlechterkrieg der „etablierten Misandrie“ habe damit zur Konstruktion einer gigantischen Verfolgungsindustrie geführt, um jegliche männlichen Selbstverwirklichung zu verhindern. „Echte“ Männlichkeit verkümmere, denn nur als domestizierter Feminist sei der

diffuse Geschwätz über Tabus und ihr mutiges Abschütteln schwillt zum Bocksgesang an. (...) Die selbstgefällig-flotten Tabubrecher (...) benutzen den entliehenen Emanzipationsdiskurs als Waschanlage. Darin verwandelt sich der schwitzende Mief der Verstockten in den Lustgewinn von alert Aufmüpfigen“ (Habermas 2002, 189f.).

Mann erlaubt und die Programme zum Gender Mainstreaming gelten nach dieser Auffassung als „durchgegliedertes feministisches Machwerk“ (Gruner 2009, 10). Für von Lier ist Gender Mainstreaming aber nicht allein eine Ausgeburt des radikalen „Gender-Feminismus“, sondern das Produkt seiner perfiden Verbindung mit dem Marxismus und seiner familienfeindlichen Ideologie. In Wirklichkeit seien Marx und Engels die geistigen Väter der „Gender-Perspektive“, die nach dem Vorbild der Überwindung der Klassenunterschiede die Abschaffung der Geschlechtsunterschiede anstrebe (ebd., 95). Dabei ginge es im Grunde aber nur um *ein* Ziel: um die Erringung und Stärkung der Macht in den Händen von Frauen zulasten des unterdrückten männlichen Geschlechts (Lier 2009, 96ff.) und vor allem der Ehemänner und Väter. Auch für Karin Jäckel ist es eine ausgemachte Sache, dass die tieferen Ursachen der Vaterlosigkeit in der Vereinigung der „Ideologien von Marx und Lenin, Engels, Simone de Beauvoir und anderen kommunistischen, sozialistischen Größen“ liege, „die, von der 68er-Studentenbewegung ausgehend, Einzug in die politische Zielsetzung der heute Regierenden hielten“ (Jäckel 2009, 68). – Ein Amalgam aus Antikommunismus, Antisozialismus, Antifeminismus und 68er-Bashing scheint zusammen mit einer konservativen Familienideologie zum Gründungsfundament der propagierten Befreiungsbewegung für Männer zu gehören (vgl. Gesterkamp 2010).

Die verheerenden Folgen dieses angeblich feministisch gesteuerten Horrorszenarios für die Männer und insbesondere für die Jungen und Väter scheinen fatal: Frauen hätten ihren „konstruierten Opfermythos“ nach dem emotionalen Erfolgsprinzip: „Leiden ist Macht“ lukrativ ausgebeutet und damit verdeckt, dass in Wirklichkeit die Männer die wahren Opfer des gesellschaftlichen Fortschritts seien (Gruner 2009, 12f.). Da die öffentliche Wahrnehmung durch das normierte weibliche Opferparadigma verzerrt sei, könne der Zeitgeist die wirklichen männlichen Problemlagen nicht anerkennen. Männer würden vielmehr als „Schweine“, als „Ungeziefer“, als „Vergewaltiger“ und bestenfalls als „Trottel“ gelten und die einstmaligen positiven Qualitäten des Mannes negativ umgedeutet: Mut werde als Aggressivität denunziert, Leistungsmotivation als Karrierismus, Durchsetzungsvermögen als Herrschsucht, männliche Autonomie als Unfähigkeit zu Nähe und Hingabe usw. (Hollstein 2008, 13; vgl. Hoffmann 2009, 13).

Vor diesem Hintergrund werden die Auswirkungen der angeblichen Durchfeminisierung der Gesellschaft, des gesamten Alltags und des Bildungs- und Erziehungswesens insbesondere für die Jungen als katastrophal gewertet. Von Frauen, d.h. erst von Müttern, dann von Erzieherinnen und Grundschullehrerinnen in den prägenden ersten Lebensabschnitten umstellt, offen in der Politik, den Medien und in der Pädagogik diskriminiert und gegenüber den systematisch bevorzugten Mädchen vernachlässigt, könne sich keine männliche Identität ausbilden (Hoffmann 2009; vgl. Dammasch 2008, 7). Hinzu komme die systematische „Entsorgung“ des Vaters mittels „postfeministischer Sorgerechtsregelungen“ (Friesen 2009: 135) durch die Sachwalterinnen des „Erziehungsmatriarchats“. Matussek spricht gar von einem feministischen „Vernichtungskrieg“ gegen die Väter, die im Scheidungsfall von „abzockenden Frauen“ um das letzte Hemd gebracht würden. Dahinter stehe ein „feministisches Meinungskartell“, das geprägt von „Futterneid“ und „Männerhass“ die „Verweiblichung der Männer“ anstrebe (Matussek 1998, 12ff.). Mit seiner Entsorgung

aber verliere der Vater seine Orientierungs- und Vorbildfunktion für die traumatisierten, fortan an „Vaterhunger“, an einer unstillbaren „Vatersehnsucht“ leidende Knaben. Als Folge seien die Jungen gezwungen, Surrogat-Vorbilder zu suchen, um sich männliche Ersatzidentitäten aufzubauen. Was das bedeuten kann, macht Frank Beuster in schwülstig-pathetischer Eindringlichkeit klar: „Was nützt einem Jungen ein Männer(vor)bild in flimmerfreier 100-Hertz-Qualität, wenn ihm kein einziges mitfühlendes Herz eines echten Mannes zur Seite steht?“ (Beuster 2006, 241).⁴

Aus diesen beiden Entwicklungen, der allgemeinen Frauendominanz und der Abschaffung der Väter im Klima einer jahrzehntelang andauernden „feministischen Brachialkritik“ (Hollstein) habe sich eine dramatische Lage für die Jungen ergeben, die als „tragische Helden“ zu den klaren Bildungsverlierern der Moderne geworden seien: Sie sind weniger flexibel als Mädchen, werden gewalttätiger, häufiger krank und von ADHS betroffen, haben größere Leseschwächen, bleiben häufiger sitzen, brechen doppelt so oft die Schule ab und stellen 70 Prozent der Haupt-, Sonder- und Förderschüler usw. (vgl. kritisch zu diesen Befunden: Bundesjugendkuratorium 2009). Darüber hinaus würden sie später als Männer die härteren Jobs erledigen, seien mindestens genauso häufig Opfer häuslicher Gewalt (und zwar von Frauen), durch die Wirtschaftskrise stärker von Entlassungen bedroht und es seien schließlich die Männer, die, wie aktuell in Afghanistan, im Krieg ihr Leben für die Heimat und damit für die Frauen und Kinder aufs Spiel setzen. Und wenn, so die verblüffende Logik, immer noch mehr Männer machtvolle Spitzenpositionen in Wirtschaft, Politik, Verwaltung, Forschung und Militär einnehmen als Frauen, dann sei dieser Anteil im Vergleich zur (unterdrückten, benachteiligten, diffamierten und prekarierten) männlichen Gesamtbevölkerung so verschwindend gering, dass alleine schon aufgrund dieser Relation überhaupt nicht von männlicher Hegemonie oder gar einer männlichen (Vor-)Herrschaft gesprochen werden könne.⁵

Die Kampagne gegen den „Verdammungsfeminismus“

⁴ „Dies alles klingt,“ so die kritische Anmerkung von Ulrike Schmauch, „als hätten Heerscharen von Männern an den Toren der Krabbelstuben, Kindergärten und Grundschulen gerüttelt und seien von einer organisierten Frauenmafia eiskalt ausgeschlossen worden, als würden Väter massenhaft und nicht nur rhetorisch um mehr aktive Elternschaft kämpfen“ (Schmauch 2005, 32). Unterschlagen wird in diesem Bild, dass zwar ca. 60 Prozent der Männer grundsätzliche Bereitschaft zur Wahrnehmung der Elternzeit zeigen, nach einer Umfrage im Auftrag des Bundesfamilienministeriums 2004 aber faktisch, wenn es darauf ankommt nur 4,9 Prozent der Väter die zwischen beiden Eltern geteilte und 0,2 Prozent die alleinige Elternzeit für sich beanspruchen (vgl. www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/bericht-_C3_BCber-die-elternzeit,property=pdf.pdf). Dieser Anteil liegt in anderen Untersuchungen etwas höher, die Diskrepanz zwischen Wunsch und Realität ist aber durchgängig immens groß. Der vom *Väteraufbruch* und anderen Gruppierungen propagierte „neue Vater“ ist und bleibt ein Mythos.

⁵ Dazu passt die Auffassung, die Frauen seien letztendlich selbst Schuld an ihren vergleichsweise schlechteren Löhnen und ihren geringeren Aufstiegschancen. So heißt es im „Berliner Manifest“ des von einigen Autorinnen und Autoren der *Befreiungsbewegung für Männer* (Gruner/Kuhla 2009) gegründeten Vereins „Agens“: „Wenn beispielsweise Frauen weniger als Männer verdienen oder weniger hoch aufsteigen, ist dies größtenteils eine Folge eigenständiger Entscheidungen der betroffenen Frauen und keine Diskriminierung durch ‚die‘ Männer“ (www.mannifest.eu/index.php?option=com_content&view=article&id=74&Itemid=71).

Bei einem ersten Gesamtblick auf die hier skizzierten männer- und väterrechtlichen Positionen können bereits an dieser Stelle einige übereinstimmende allgemeine Merkmale festgehalten werden. Dazu gehört die Tatsache, dass historische Kontexte systematisch entweder vernachlässigt, umgedeutet oder monokausal, mit klaren Schuldzuweisungen verkürzt werden, dass soziologische Differenzierungen ebenso fehlen, wie irgendeine Beschäftigung mit Theorien und Kontroversen der neueren Geschlechterforschung und dass jede kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Ungleichheitslagen auf das manichäische Weltbild eines die Männer beherrschenden und unterdrückenden Feminats zusammenschrumpft. Besonders auffällig sind dabei der (fast) durchgängig polemische Stil, ein aggressiver Anklagegestus und eine projektiv erzeugte, von starken Affekten begleitete Feindbildkonstruktion.

Am stärksten kommen diese Merkmale in Gerhard Amendts jüngeren Beiträgen zur Debatte über die Krise des Mannes zum Tragen. Amendt klagt massiv den sogenannten „Verdammungsfeminismus“ an, dessen systematische Männerabwertung „zur misandrischen Alltagsroutine in Presse, Wissenschaft und Pädagogik“ geworden sei (Amendt 2009c, 41) und verbreitet vor allem das Klischee von der dominierenden männerfeindlichen, die Söhne mit hinterhältigen Eigeninteressen beherrschenden und missbrauchenden Mütter. Erschreckend aber sind Amendts zugespitzte Abrechnungen mit den von ihm angeprangerten Auswüchsen dieses feministisch-matriarchalen Terrorsystems. Dazu gehört zum einen die von der *Welt* im Juni 2009 veröffentlichte, das statistische Ausmaß, die psychische Belastungssituation und die Lebenswirklichkeit misshandelter Frauen erschreckend bagatellisierende Forderung nach einer Schließung der Frauenhäuser. Dies sei notwendig und längst überfällig, da erwiesen sei, dass innerfamiliäre Frauengewalt gegen Männer mindestens ebenso häufig vorkomme wie umgekehrt, vor allem aber weil die .Frauenhäuser im Dienste der Ideologie des Radikalfeminismus ein „Hort des Männerhasses“ seien und damit maßgeblich „zur feindselig aufgeladenen Polarisierung der Gesellschaft in männliche Gewalttäter und weibliche Friedfertige“ beitragen würden (Amendt 2009a).

In diesen Zusammenhang gehört auch Amendts These von der heimlichen rückwärtsgerichteten Erwartung der „opferverliebten“ Frauen, Männer mögen doch bitte weiterhin stark sein, ihre Kräfte aber auch zur Befriedigung der weiblichen Bedürfnisse einsetzen. „Der Wunsch, dass Männer die allmächtigen Besorger [sic!] sein mögen, ist als Subtext in allen feministischen Schriften enthalten“ (Amendt 2009c, 44). Frauen lehnen sich nach dieser Logik gegen die Männlichkeit hauptsächlich aus Enttäuschung über deren verlorene Stärke und Potenz auf. Der eigene, kaum versteckte Subtext von Amendts pornographisch anmutender Männerphantasie lautet dann: Im Grunde wollen die Frauen „es“ von den Männern so richtig „besorgt“ kriegen. Dem entspricht seine Auslassung zur angeblichen Enttäuschung der aktiven Frauen der 68er Protestbewegung über die sexuellen Unzulänglichkeiten der männlichen Genossen, die es eben nicht geschafft hätten, es ihnen „besser zu besorgen“, als sie es zwischen ihren eigenen Eltern erlebt hätten. „Die 68er-Genossinnen hingegen sahen, neben der vaginalen Selbstbesichtigung mittels Spekulum in der Frauengruppe, kaum eine Chance, ihre Sexualität selbst so zu verändern, dass sie befriedigender ausfallen würde“ (ebd., 46). Amendt sieht in dieser Mischung aus

Enttäuschung und Verherrlichung gegenüber dem Mann eine der wichtigen Quellen für die weibliche Abrechnung mit der angeblich repressiven männlichen Sexualität, den feministischen Männerhass und die Kampagnen zur Verbreitung der weiblichen Homosexualität.

In diesem Kontext soll schließlich ein letzter Beitrag Amendts zum Kampf der Männer für ihre Befreiung aus der Knechtschaft des Feminats erwähnt werden: die Entlarvung des Feminismus als demokratiefeindlich und totalitär, mit deutlichen Parallelen zur Fremdenfeindlichkeit und zum Antisemitismus (ebd., 42). Mit ihrem universellen Opfer-Mythos würden die Frauen verschleiern, dass sie nicht nur aktuell, sondern auch historisch als grausame Täterinnen in Erscheinung getreten seien. Das hätte gerade die von der Frauenbewegung verleugnete und feministisch verzerrt wahrgenommene jüngere deutsche Geschichte gezeigt. Schon die Prämisse ist falsch, abgesehen von der Weigerung Amendts, eine inzwischen fast zwanzigjährige intensive Diskussion in der Geschlechterforschung und der Geschichtswissenschaft über weibliche Täterschaft und Mittäterschaft zur Kenntnis zu nehmen: gegen die sicherlich nicht unumstrittenen Thesen von Margarete Mitscherlich zur weiblichen Friedfertigkeit und zum männliche Antisemitismus versucht Amendt eine enge Verbindung von Feminismus und Antisemitismus zu konstruieren (Amendt 2009b). Eine direkte Täterschaft von Frauen und eine indirekte als Mütter von „Müttersöhnen“ (Pilgrim) im Nationalsozialismus würde der Verdammungsfeminismus systematisch ignorieren und mit ihrem Männerhass nur die Väter im Dritten Reich an den Pranger stellen. In Wahrheit aber sei die damit einhergehende feministische Idealisierung der „guten Frau“ und der „guten Mutter“ im heutigen Mainstream deckungsgleich mit der rassistischen Verherrlichung der „reinen arischen“ Frau und Mutter im Nationalsozialismus (Amendt 2009c, 49). Der Frauenbewegung sei es damit geglückt, „das reine Bild der Mütter im Nationalsozialismus zu bewahren“ (Amendt 200b). Und mehr noch: „Es gibt Hinweise, dass, über die ideologische Identifizierung mit den damaligen Frauengenerationen hinaus, sogar eine Identifizierung mit den Gewalttätigkeiten des nationalsozialistischen Systems stattfindet“ (ebd.). Nur seien heute nicht mehr die Juden, so lässt sich die kaum verhüllte Botschaft zuspitzen, sondern die Männer das Opfer von Hass und Gewalt. Folgt man dieser kruden Logik, dann bedeutet das: Der feministische Männer- und Väterhass ist sexistisch *und* rassistisch, die „narzisstische Grenzenlosigkeit“ der Feministinnen folgt mit ihrem verklärten Mutter-Bild dem klassischen antisemitischen Muster und Margarete Mitscherlich kann folgerichtig getrost als „antisemitische Theologin“ denunziert werden (Amendt 2009b).

Amendts abenteuerliche Behauptungen sind zu großen Teilen pseudowissenschaftliche Konstrukte, die durch ihre selektiven Wahrnehmungsverzerrungen, ihre projektiven Realitätsumdeutungen, ihren manichäischen Welterklärungscharakter und ihre verschwörungstheoretische Annahmen sowie durch den aggressiven antifemininen Abwehrgestus Züge eines paranoid eingefärbten Hirngespinnstes tragen. Es geht um eine medienwirksame irrationale Kampagne in der Sprache des Ressentiments, die mit missionarischem Eifer geführt wird. Nun ist diese Kampagne nicht allein Amendts Privatfeldzug. Seine Positionen sind nicht nur für die sogenannten „Malkulisten“ attraktiv (vgl. www.maskulist.de), für die der vom „Femifaschismus“ beabsichtigte „Genozid an den Männern“ spätestens seit der Einführung des Scheidungsrechts ausgemachte Sache zu sein scheint. Amendts Positionen

sind durchaus auch repräsentativ für einen großen Teil der sogenannten neuen Männerbewegung. Welche Bedeutung hat die hier erkennbare, mit der Abwehr von Weiblichkeit gepaarte antifeministische Grundhaltung für eine kritische Auseinandersetzung mit der aktuellen Debatte über die Krise der Männlichkeit?

Selbstverständlich kann und soll die Berechtigung einer geschlechtsbezogenen Kritik an Defiziten in der Kindererziehung, an Ungerechtigkeiten bei Sorgerechtsregelungen und am Umgang mit schulischen Leistungsproblemen nicht in Abrede gestellt werden. Und selbstverständlich gibt es zahlreiche wichtige Väterinitiativen und sinnvolle pädagogische, insbesondere nach wirksamen Wegen der Gewaltprävention suchenden Jungen-Projekte. Aber deren Arbeit wird durch die männerrechtliche Abrechnungskampagne gegen die angeblich identitätszerstörenden Auswüchse des Feminismus erheblich desavouiert, insbesondere dann, wenn die Grenze durchlässig gehalten wird. Im Mittelpunkt dieser Kampagne steht der Kampf gegen die projektiv gefundenen „wahren“ Schuldigen für die als Männlichkeitskrise erlebte Verarbeitung gesellschaftlicher Transformationsprozesse sowie der Einsatz für die von vielen Gruppen und Initiativen leider kritiklos übernommenen Idee einer Befreiung der „wahren“ Männlichkeit und einer Rehabilitierung des entsorgten Vaters als einzigen Garanten für eine gelungene, nach dem Vorbild der Initiation idealisierte Mannwerdung. In diesen beiden Momenten kommt der antifeministische Bias der aktuellen Männerbefreiungs-Kampagne mit am stärksten zum Ausdruck.

Antifeminismus als projektive Verarbeitung gesellschaftlicher Krisenerfahrungen

Als möglicher Verarbeitungsmodus gesellschaftlich induzierter persönlicher, angstausslösender Krisenlagen müssen sich Projektionen, sofern sie propagandistische Wirkungen entfalten wollen, in diesem oder jenem Stück an die Wirklichkeit anlehnen. Dabei werden Realitätsfragmente aus dem Umfeld der subjektiv erfahrenen Krise entnommen, umgedeutet, neu zusammengestellt und nach Maßgabe unbewusster, aus tiefsitzenden Ängsten gespeister Vorstellungen ausgewählten Fremdgruppen angeheftet. Die Ängste können dann auf diesem Wege abgewehrt und in den berechtigt erscheinenden Kampf gegen einen verschobenen, nun im Außen (wieder-)gefundenen Gegner als vermeintlichen Verursacher des eigenen und des kollektiven Leids transformiert werden. Damit werden scheinbar real bedrohliche, vergeltungssüchtige Verfolger(innen) konstruiert, gegen die Schutz unabdingbar und Angriff gegebenenfalls als putative Notwehr legitimierbar ist. Angst kann auf diesem Weg in eine bis zum Hass reichende Feindseligkeit umgewandelt werden. Dieser aus der sozialpsychologischen Vorurteils- und Fremdenfeindlichkeitsforschung hinlänglich bekannte Projektionsmechanismus bestimmt, wie bereits angedeutet, die tonangebenden populären Beiträge zur Diskussion über die universelle Krise der Männlichkeit. Viele Männer scheinen seit langem an den Erfolgen der Frauenbewegung und der damit einhergehenden Infragestellung traditioneller Männlichkeitsmodelle zu leiden, denn, so Michael Meuser unter Berufung auf Pierre Bourdieus Habitus-Konzept: „Die Veränderungen in den Beziehungen der Geschlechter zueinander, die nahezu ausschließlich den vielfältigen Initiativen von Frauen

geschuldet sind, haben unter anderem die Konsequenz, dass die Frauen in zunehmend geringerem Maße die Funktion von ‚schmeichelnden Spiegeln‘ erfüllen“ (Meuser 2001, 7; Bourdieu 1997, 2005).

Das Bild von den „schmeichelnden Spiegeln“ hat Bourdieu von Virginia Woolf übernommen und zur Veranschaulichung der den Frauen in Gesellschaften mit männlicher Vorherrschaft zugeschobenen Rolle einer von den „ernsten Spielen der Männer“ ausgeschlossenen Zuschauerin verwendet. Bei der „doppelten Dominanz- und Distinktionslogik“ von Bourdieu geht es ähnlich wie im Modell der „hegemonialen Männlichkeit“ von Connell um die Regelung der Binnenhierarchie innerhalb der Genusgruppe der Männer und der Abgrenzung aller Männer gegenüber den abgewerteten Frauen. Die „ernsten Wettbewerbe der Männer“ finden in den klassischen „Domänen männlichen Gestaltungswillens“ statt: „In der Ökonomie, der Politik, der Wissenschaft, den religiösen Institutionen, im Militär“ usw. (ebd., 5). Die gesellschaftlichen Transformationsprozesse der letzten Jahrzehnte haben nun zwei Entwicklungen hervorgebracht, die zusätzlich zur Erschütterung traditioneller Rollenbilder durch die Frauenbewegung zu einer allgemeinen Verunsicherung vieler Männer beigetragen haben: das als Ende ihrer Exklusivität empfundene Eindringen von Frauen in die Domänen des männlichen Wettbewerbs, vor allem aber die, mit der Wirtschafts- und Finanzkrise noch zunehmenden, erheblich verschärften Erosionen im Beschäftigungssektor, die die Erwartung einer lebenslangen Erwerbsbiographie in den Grundfesten erschüttert hat.⁶

Doch an die Stelle einer kritischen Auseinandersetzung mit der identitätsstiftenden, für die Konstitution der hegemonialen Männlichkeit und damit zugleich der Reproduktion männlicher Hegemonie elementaren Funktion einer dauerhaften Erwerbsarbeit sowie mit den ihr zugrundeliegenden Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen innerhalb eines nach wie vor hierarchischen Arrangements der Geschlechter ist ein verschobener Krisendiskurs getreten. Anstatt die mit einem Anwachsen diffuser Ängste einhergehenden Auswüchse einer neoliberalen Modernisierung, die zunehmend auch Männer erfasst, zu kritisieren, stilisieren die männerbewegten Eiferer sich und alle Männer zu Opfern siegreicher feministischer Herrschaftsstrategien. Die Rede von der Krise „des“ Mannes, so die Grundthese von Ines Kappert, ist somit auch als Ersatz für eine damit scheinbar obsolet gewordene Gesellschaftskritik zu verstehen. „Die vom soziologischen Denken ohnehin losgelöste Kategorie ‚der Mann‘ referiert als Vergleichsgröße stets auf die gleichfalls dekontextualisierte ‚Frau an und für sich‘. Die dieser essentiellen Konzeption von ‚Mann und Frau‘ inhärente binäre Logik führt dazu, dass die Rede vom ‚Mann in der Krise‘ regelhaft mit der von einer

⁶ Die Annahme, mit diesen gesellschaftlichen Erosionsprozessen habe sich auch das Geschlechterverhältnis verkehrt ist ein Trugschluss, d.h.: „Am Geschlechterverhältnis hat sich fast alles verändert – mit Ausnahme der Unterordnung der Frauen unter die Männer. Dieser einst geäußerte Satz hat nichts von seiner Aktualität eingebüßt, im Gegenteil. Eine hartnäckige Persistenz in den wichtigsten Eckdaten geschlechtlicher Segregation scheint heute problemlos mit einer weitgehenden Deregulierung geschlechtlicher Verhaltens- und Erscheinungsweisen zu koexistieren: zur Verfügung gestellt sind nahezu sämtliche Insignien patriarchaler Macht, doch an den wichtigsten Parametern der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern wie Lohndifferenz, Verteilung der Arbeit oder Zugang zu Ressourcen ändert sich wenig bis gar nichts, wenn nicht sogar ein Rollback zu verzeichnen ist“ (Soiland 2003, 37). Die Rede von der Gleich- oder sogar Besserstellung der Frauen ist Ausdruck einer bloß „rhetorischen Modernisierung“, mit der die Aufrechterhaltung vergeschlechtlichter sozialer Ungleichheitslagen kaschiert wird (Wetterer 2003; vgl. Kappert 2008, 226).

weiblichen Übermacht verknüpft wird; im Umkehrschluss firmieren Mädchen und Frauen als Siegerinnen“ (Kappert 2008, 11f.; vgl. Scheub 2010).

Obsolet scheint mit dieser projektiven Verschiebung auch die Auseinandersetzung mit der Frage nach der Konstitution von Männlichkeit unter den Bedingungen einer männlich dominierten Gesellschaft geworden zu sein. Die grundlegende Annahme, Männlichkeit sei ein kulturelles und psychosoziales Konstrukt wird von den Protagonisten (und Protagonistinnen) der neuen Männerbewegung weitgehend abgelehnt und durch das schlichte Sozialisationsmodell intakter oder gestörter Mama-Papa-Sohn-Beziehungen mit klaren Schuldzuweisungen im Falle des Scheiterns ersetzt. Eine exklusive und zu lange Mutter-Sohn-Bindung ohne Vater führe, um es an dieser Stelle noch einmal aufzugreifen, zwangsläufig und automatisch zum Scheitern des Jungen und mit Sicherheit zur Verfehlung seiner Männlichkeit. Zwei bereits angedeutete Merkmale machen dieses moralisch und affektiv aufgeladene Modell einfacher Kausalbeziehungen hoch problematisch: Die Verbindung einer rückwärtsgerichteten *Familienideologie* mit einer *Dämonisierung der alleinerziehenden Mutter*. Was ist damit gemeint? Mit der feministisch gesteuerten Idealisierung der weiblichen Erwerbstätigkeit und der „Herabwürdigung der existenzsichernden Institution Ehe und Familie“ werde nach van Lier „die Axt an die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft gelegt“ (Lier 2009, 105). Und aus Karin Jäckels christlich-fundamentalistischer Sicht zerstört der feministische Geschlechterkrieg sogar das natürlich Gleichgewicht des Lebens, wenn die Familie durch die männerfeindlichen Glaubenssätze beseitigt und damit die biblische Weisung an Mann und Frau, sich zu vermehren und gemeinsam zu helfen außer Kraft gesetzt wird. „Wie viele machtgeile Dummheit gehört dazu, die Familie mit zwei Elternteilen, die gemeinsam ihre Kinder umsorgen und großziehen, dieses Erfolgsmodell fast der ganzen Menschheitsgeschichte, für ‚out‘ und ‚nicht mehr zeitgemäß‘ zu erklären“ (Jäckel 2009, 88). Der Preis, so ihre apokalyptische Drohung, werde im Rückfall in die väterentsorgte matriarchale Welt der Steinzeit liegen. Aufschlussreich ist hier, dass dieses Fanal zur Rettung der traditionellen Kernfamilie mit einer Verurteilung des Rechts auf Abtreibung einhergeht, die „im Einzelfall“ allein als gesundheitliche Rettungsmaßnahme zu tolerieren sei (ebd., 73).

Mit seinem Plädoyer für die Kleinfamilie verbindet Amendt (2009, 46) eine Rechtfertigung der klassischen Arbeitsteilung der Geschlechter, bei der der Mann einstmals seinen Stolz aus dem Einsatz seiner Kräfte und manchmal auch seines Lebens für die Familie und die Gemeinschaft gezogen und sein Selbstgefühl durch die Anerkennung dieser Arbeitsteilung seitens seiner Ehefrau genährt habe. Und der Sohn könne sich nur dann mit seinem Vater identifizieren, wenn diesem von der Mutter ausreichend Liebe und Respekt geschenkt wird. Die bürgerliche Kleinfamilie, so die Quintessenz der männerrechtlichen Renaissance dieses Klischees, war und ist die Keimzelle der Gesellschaft und des Volkes und soll es auch in Zukunft wieder werden. Passend dazu hat der Kinderpsychologe Werner Bergmann in der rechtslastigen *Jungen Freiheit* (Heft 23/2008) unter dem Titel „Verrat an der Familie“ mit der Kritik am totalitären Zugriff des Staates auf die kleinen Kinder durch Inflationierung der Krippenplatzangebote „den Verlust an freiheitlicher Nationalkultur in Deutschland“ beklagt (vgl. Gesterkamp 2010, 10; Bergmann 2008; Lenz 2003).

Aber diese idyllische Welt der Familie mit einer funktionierenden klassischen Arbeitsteilung ist ja, so die allgemeine Klage der männerrechtlichen Fundamentalisten, mit dem Siegeszug der Frauenbewegung längst aus den Fugen geraten. Nach dem antifeministischen Weltbild der Männerbewegten ist die vorherrschende Instanz der frühkindlichen Sozialisation ein „weibliches Ghetto“ (Hollstein), in dem vor allem *ein* Wesen haust, das als Inkarnation des Männerhasses, der Väterentsorgung und der Jungenverschlingung schlechthin gilt: *die alleinerziehende Mutter* (!). Zu Zeiten des Matriarchats habe die alleinerziehende Mutter als Göttin und Magierin gegolten. „Heute ist sie die Heldin der Gesellschaft, die die weibliche Urkraft zu verkörpern scheint, Kinder allein und ohne Mann aufziehen zu können“ (Jäckel 2009, 62). Als Folge der jahrzehntelangen feministischen Gehirnwäsche *wolle* die überwiegende Zahl der Mütter sogar aus „freien“ Stücken alleinerziehend sein und folglich die Väter nur für die Zeugung und die späteren Unterhaltszahlungen missbrauchen. Und so erhält die Gesellschaft nach dieser abstrusen und zynischen Logik die Quittung: Die Überforderung alleinerziehender Mütter führe durch den Vatermangel bei „Kindern und Jugendlichen zu psychischen Krankheiten, Schulversagen, Drogenkonsum, Essstörungen, Aggressionen gegen andere und die eigene Person, Rückzug in virtuelle Ersatzlebensräume, sexuelle Süchte und Teenagerschwangerschaften, Kinder- und Jugendkriminalität, Mitläufer-tum in Jugendbanden oder Neonazi-Gruppen, Einweisungen in Kinderheime oder Pflegefamilien, gesetzliche Erziehungsmaßnahmen, ins soziale Aus oder gar in den Tod“ (ebd., 85).

In all diesen Klagen schimmert aber auch der scheinbar einzig mögliche Weg zu einer Heilung durch: Die bereits angesprochene Befreiung des Jungen aus der mütterlichen Umklammerung und die Überwindung des Weiblichen durch einen starken, in seiner Männlichkeit „authentischen“ Vater.

Zurück zu den Wurzeln: Die Entdeckung der „wahren“ Männlichkeit

In der Bestimmung, was Männlichkeit eigentlich ist und welche verschütteten und unterdrückten Persönlichkeitsanteile bei den Jungen zur Entfaltung gebracht werden sollten sind sich radikale Männerrechtler und einige eher moderatere Vertreter der Männerbewegung und auch der Männerforschung in einigen grundlegenden Punkten einig. Zu den auffälligen Übereinstimmungen gehört die Tendenz zu einer offenen *Essentialisierung* von Männlichkeit, die sich in zwei Varianten, einer kulturalistischen und einer biologistischen äußert: Erstens wird eine kulturanthropologische Antwort auf die Frage nach dem *Wesen* des Mannes angeboten, die insbesondere bei Hollstein (1988, 1998, 2008) und Hurrelmann (2010) auf die fragwürdige, die Grenze zur Esoterik überschreitende *Archetypenlehre* von C.G. Jung zurückgreift. Als Archetypen werden universell vorhandene, überhistorisch gültige und stark geschlechtlich codierte „Urbilder des Seelischen“ verstanden. Entsprechend gilt für Hollstein der Mann in seinem „tiefsten Innern“ als zielgerichtet, planend, aggressiv. Und Männlichkeit zeichne sich vor allem durch Pioniergeist, Mut, Verantwortung, Kraft, Standfestigkeit, Grenzüberschreitung, Gedankentiefe, Erfindungsgeist und Menschlichkeit aus. Eine wirkliche *Heilung* des am Sinnverlust durch die Entleerung traditioneller Männlichkeit leidenden

Mannes sei nur durch die aktive Suche nach der dahinter verborgenen wahren Substanz des Männlichen möglich.

Zu den bei dieser Reise nach Innen wieder zu entdeckenden männlichen Archetypen gehöre auch die Macht und eine heldische Komponente, wobei das *Heldische* nicht als Chauvinismus, sondern als Verknüpfung von Tatkraft, Härte gegen sich selbst und Opferbereitschaft zu verstehen sei. Und auch die *Macht* des Mannes müsse positiv gewürdigt werden, wenn sie in den Dienst der Gemeinschaft gestellt wird. Diese vererbten männlichen Archetypen seien zwar kulturvermittelt, aber eng an die Biologie des Mannes gebunden, denn letztendlich bedinge die Körperausstattung wichtige seelische Eigenschaften. Ohne zu merken, dass er damit den phallischen Narzissmus einer überhöhten und aggressiven Männlichkeit rechtfertigt, macht Hollstein diesen Gedanken affirmativ am Bild des erigierten Penis des Jungen als *dem* „Symbol autonomer männlicher Macht“ (Hollstein 1988, 91; vgl. kritisch dazu Pohl 2004) fest. Dem männlichen Genital sei „ein spezifisches männliches Erleben von Extrovertiertheit, Kraft und Produktivität adäquat“ (Hollstein 2008, 51). So würden beispielsweise Jungen, die ihr narzisstisches Hochgefühl beim Urinieren im Stehen verdrängt hätten, später im Leben kaum wirklichen männlichen Stolz entwickeln können und daher jenen üblichen, dem feminisierten Zeitgeist entsprungenem Zwang zum Sitzenpinkeln als (zumindest) symbolische Kastration empfinden.

Auch Hurrelmann wendet sich archetypischen Mustern von Männlichkeit zu und anthropologisiert damit männliche und weibliche Eigenschaften als unveränderliche Größen. Die Weiblichkeit sei auf Familie, Freundschaften und Bezugsgruppen, Männlichkeit dagegen, mit Selbstkontrolle und Disziplin, auf Selbstbehauptung, Abgrenzung von Anderen und die Eroberung des sozialen Raums ausgerichtet. Das diene nicht nur der Existenzsicherung, sondern auch der „Gestaltung und Strukturierung wirtschaftlicher und politischer Rahmenbedingungen“, kurzum: „Männer stehen für die aktive, Frauen für die sozial sensible Lebensführung“ (Hurrelmann 2010, 10). Eine Aufhebung der Benachteiligung des männlichen Geschlechts in den Bildungseinrichtungen könne nur durch eine gezielte Förderung der Jungen erreicht werden. „Die Kunst dieser Förderung besteht darin, die grundsätzlich angelegten archetypischen Muster der geschlechtsorientierten männlichen Lebensführung als Ausgangspunkt zu nehmen“ (ebd., 9). Positiv gefördert werden müsste somit nicht nur die stärkere Außenorientierung der Jungen, sondern auch ihr ausgeprägteres Machtstreben.

Neben der Archetypenlehre beruft sich Hurrelmann vor allem auf die Erkenntnisse der neueren Hirnforschung und damit kommen wir zur zweiten Variante der gängigen Essentialisierungen von Männlichkeit innerhalb der aktuellen Krisendiskussionen: zur Biologie und den aus ihren Erkenntnissen abgeleiteten Erklärungen des „männlichen Wesens“. Nun lassen sich aber beispielsweise die einschlägigen Ansätze des Neurobiologen Hüther (2008) nicht reibungslos im Kampf gegen Männerdiskriminierung und Jungenbenachteiligung einsetzen. Hüther weist zwar auf hormonell und neurologisch begründete Defizite beim Jungen hin, die sich in Extravertiertheit, im Mangel an Impulskontrollen, Hyperaktivität und in gewissen Störungen des Sozialverhaltens ausdrücken *können*, aber ob das geschieht, hänge im Wesentlichen von Entwicklungseinflüssen ab und das bedeutet: Eine Rückführung

der Geschlechtsunterschiede auf die Biologie sei nicht hinreichend, denn das Gehirn und seine neuronalen Vernetzungen funktionierten in hohem Maße „nutzungsabhängig“. Das bedeutet aber auch, dass Hyperaktivität, Außenorientierung und Gewaltbereitschaft beim Jungen weniger den Hormonen oder der Hirnstruktur entspringt, als den kulturellen und den Erziehungseinflüssen.⁷

Auch Doris Bischof-Köhler teilt die Auffassung, Männer seien „durchsetzungsorientierter, explorativer und risikobereiter“, Frauen dagegen stärker „personenorientiert, fürsorglicher und einfühlsamer“ (2004, 4). Diese bereits in der frühesten Kindheit erkennbaren Verhaltensdispositionen seien aber nicht durch Erziehung zu verändern, denn es handle sich um phylogenetisch vererbte, hormonell gesteuerte und in der Hirnstruktur verankerte Eigenheiten des Mannes, die auf die archaische aggressive Konkurrenz der Männer um die Partnerinnen und Mütter ihrer zukünftigen Kinder zurückzuführen sei. Bereits Jungen würden auch heute noch brachial und notfalls mit Gewalt ihre Konflikte regeln, weil ihr atavistisches Erbe sie zum Imponiergehabe im Kampf um die Frau „zwingt“. Die Ausprägung von Kraft, Stärke und Ausdauer habe sich als evolutionärer Vorteil entwickelt und zu der bis heute gültigen Errichtung männlich bestimmter „Dominanzhierarchien“ mit klaren internen Rangordnungen geführt. Daher sei auch der kraftvolle Vater als Vorbild so elementar, denn nur dieser könne den Jungen in die zukünftige Welt der Konkurrenz, des Wettbewerbs und der erhöhten Risikobereitschaft einführen.

An dieser Stelle stoßen wir auf eine merkwürdige und widersprüchliche Begründung dieser männlichen Dominanzkultur: Die für das Überleben in dieser sozialdarwinistischen Welt erforderliche Höherbewertung des Männlichen mit der sie begleitenden Diskriminierung der Frauen sei zwar kulturell bedingt, aber doch ein Erbe der Evolution, die Männer „von Natur aus“ zu aggressiven „Imponierspezialisten“ gemacht habe (ebd., 14). Kultur und die in ihr eingelagerten hierarchischen Geschlechterbeziehungen erscheinen aus dieser Perspektive letztendlich als Effekt der Natur und die Ursache der männlichen Hegemonie wird mythologisch verschleiert. Gerade diese Perspektive aber macht die biologischen Begründungsansätze so attraktiv für die neue Männerbewegung: Die Krise der Männlichkeit ließe sich überwinden, folgt man dieser Logik, wenn die Einrichtungen der Gesellschaft endlich (wieder) so gestaltet würden, dass sich die „Natur“ des Mannes zu ihrer vollen, ihr zustehenden Geltung entfalten könnte.

Männliche Suprematie und weibliche Subordination

Die entscheidende Grundannahme, der sich fast alle Ansätze der gegenwärtigen Diskurse über die Krise des Mannes verweigern, ist die nach wie vor geltende Vorherrschaft des männlichen Geschlechts und die damit einhergehende Abwehr des Weiblichen. Diese Tatsache hat erhebliche Konsequenzen für die männliche Subjektconstitution. In männlich hegemonialen Kulturen unterliegen Männer dem mehr oder weniger starken Druck, sich nicht nur als ein

⁷ Vgl. die kritische Auseinandersetzung mit der Erforschung von Geschlechtsunterschieden im Gehirn als angeblich unveränderbare Verhaltensdeterminanten in Schmitz (2006).

anderes, sondern als das wichtigere und überlegene Geschlecht zu setzen und „im Notfall“ zu beweisen. Diese überlegene Männlichkeit muss erst hergestellt, gleichsam in die Seele und in den Körper der Männer eingeschrieben werden. „Männlichkeit wird also nicht als natürlicher Zustand begriffen, der spontan durch biologische Reife eintritt, sondern vielmehr als ein unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen“ (Gilmore 1991, 11).⁸ Als kulturelles und psychosoziales Konstrukt gilt Männlichkeit vor diesem Hintergrund als ein fragiler Zustand, der in äußeren und inneren Krisenzeiten immer wieder „repariert“ oder gar neu hergestellt werden muss. Das heißt: Im Zentrum des ideologischen Selbstverständnisses einer auf hierarchischen Geschlechtergegensätzen aufgebauten Kultur steht das Bild einer intakten, aber bedrohten autonomen Männlichkeit.

Die mächtigsten zu überwindenden Widerstände und damit die größte Bedrohung aber gehen von den Frauen und der Weiblichkeit aus, denn durch sie, und insbesondere durch die weibliche Sexualität wird die männliche Integrität und der mit ihr verknüpfte Autonomieanspruch des männlichen Subjekts elementar infrage gestellt. Wegen der „normalen“, auf heterosexuelle Objekte gerichteten Begierde des Mannes lässt sich die Angst vor Abhängigkeit nicht bannen, d.h.: die eigene Sexualität und seine objektgerichtete Begehrensstruktur macht den Mann im hohen Maße abhängig. Die unter den herrschenden Geschlechterhierarchien sozialisierten Männer neigen dazu, zwischen „Abhängigkeit und Unabhängigkeit“ eine „falsche Antinomie“ herzustellen (Benjamin 1995, 256), die, wenn sie unterlaufen wird, existenzielle Ängste und teils energische, teils verzweifelte Gegenmaßnahmen zur Abwehr der assoziativ mit Weiblichkeit verknüpften Gefahren auslöst. Daher erscheint die Entwicklung von Mechanismen zur organisierten Abwehr des innerpsychisch Bedrohlichen umso erforderlicher, „notfalls“ durch dessen Externalisierung, Diskriminierung und gegebenenfalls durch dessen energische Bekämpfung. Aber damit, so der Historiker Sombart, wird das Dilemma für den Mann nur noch verstärkt: „Unterdrückt, ausgeschaltet, verdrängt wird das Weibliche zur Quelle einer permanenten Bedrohung – es wird gefürchtet und ersehnt, die Verlockung bleibt bestehen, ein Rückfall jederzeit möglich. Das Verdrängte ist mächtiger als die verdrängende Gewalt“ (Sombart 1991, 140).⁹

⁸ Für Gilmore geht damit eine systematische Abwehr der Weiblichkeit einher, die er am Beispiel des in der US-Armee vorherrschenden „John-Wayne-Mythos“ kritisch herausarbeitet. Problematisch ist allerdings Gilmores eigene Position, insbesondere wenn er betont, dass für den Mann, um auf dem Feld der Geschlechterbeziehungen Handlungsautonomie zu erlangen, die Entfaltung von aggressiver Sexualität geradezu zwingend erforderlich sei. Spätestens hier wird deutlich, dass Gilmore die Distanz zu seinem Untersuchungsgegenstand verloren hat. Sein Modell vom Mann als „Erzeuger-Beschützer-Versorger“ affirmiert gängige Männlichkeitsbilder in klischeehafter Überzeichnung. Um Vollwertigkeit zu erlangen, müssten Männer in den meisten Gesellschaften eine „imperative Triade“ erfüllen, nämlich „Frauen schwängern, Abhängige vor Gefahren schützen und die ganze Familie und Verwandtschaft versorgen“ (ebd., S. 245). Die Knappheit der ökonomischen Ressourcen verlange „echten“ Männer die nährende Hingabe von „Blut, Schweiß und Samen“ (ebd., S. 252) ab, denn: „So lange es Kämpfe zu bestreiten, Kriege zu gewinnen, harte Arbeit zu leisten gilt, so lange werden einige von uns ‚wie Männer handeln‘ müssen“ (ebd., S. 254). – Das *ist* John-Wayne-Mythos in Reinkultur.

⁹ Gerade die (vermeintlich) durch Frauen ausgelöste Erregung zeigt, dass die im männlichen Autonomiewahn enthaltene Idee einer vollkommenen Beherrschung und Kontrolle eine Illusion ist. Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus (Freud), schon gar nicht über die eigene Sexualität und den eigenen Körper. – Das weist auf ein grundsätzliches Paradox in der Konstruktion der männlichen Geschlechtsidentität hin, das nicht aufzulösen ist und deshalb immer wieder einzeln und massenhaft in Form einer Zerstörung des Objekts ausbrechen kann: Im

Die Folge ist die Entwicklung einer mehr oder weniger paranoid getönten, im Notfall kampfbereiten Abwehrhaltung, deren unbewusster Kern eine ambivalente, aus Angst, Lust und Hass gekennzeichnete Einstellung zu allem Bedrohlichen ist, das mit Frau und Weiblichkeit assoziiert oder davon abgeleitet wird. Je stärker die Asymmetrien in den vorherrschenden Regelungen der Geschlechterbeziehungen gesellschaftlich hervorgehoben und betont werden, umso heftigere Formen können die feindseligen Einstellungen im Falle von Krisen annehmen. Gerade weil das Gefühl männlicher Überlegenheit auf der unbewussten Abwertung und Herabsetzung von Frauen basiert, erweist sich der Wunsch nach Autonomie und Erhabenheit als trügerische Illusion. Das bedeutet: „Die irrationalen frauenfeindlichen Emotionen, die in den Rhetoriken über Weiblichkeit unverhohlen lautwerden, lassen darauf schließen, dass hinter dem maskulinen Überlegenheitsanspruch Konflikte stecken: Unsicherheiten, die sich aus der unversöhnlichen Differenzsetzung ‚Mann/Frau‘ für die Selbstbestimmung des männlichen Subjekts ergeben“ (Becker-Schmidt 2000, 75).

Neben der Bedrohung durch die eigene und die weibliche Sexualität können wir mit Regina Becker-Schmidt in der Tatsache der frühen Abhängigkeit von der Mutter und damit vom anderen Geschlecht eine zweite wichtige Hauptquelle der männlichen Unsicherheit und der kompensatorischen Versuche ihrer Überwindung erkennen. Möglicherweise liegt hier eine der wichtigsten Ursachen für den fanatischen Eifer, mit dem in Teilen der Debatten über die Krise des Mannes ein striktes Mutterüberwindungsschema zur Heilung der bedrohten Männlichkeit gefordert wird: „Der Mann ist nicht von seinesgleichen fabriziert, sondern er schuldet sein Dasein einer Frau. Er ist zudem in seinen ersten Lebensjahren von ihr abhängig. (...) Das männliche Bewußtsein will offensichtlich den Gedanken an diese Abhängigkeit nicht zulassen“ (ebd., 80). Der daran entzündete, die Männlichkeit prägende Abhängigkeits-Autonomie-Konflikt und die fragwürdigen Versuche, ihn zu „lösen“, bleiben für die innere Einstellung sowie für die zukünftigen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht bestimmend und machen unter den vorherrschenden Geschlechterarrangements den Kern eines tief verankerten *Männlichkeitsdilemmas* aus (vgl. ausführlicher Pohl 2003, 2004, 2007). Wenn schon, wie bei den selbsternannten Befreiern der „wahren“ Männlichkeit nach einer tieferen Struktur im Manne gesucht wird, dann müsste die Suche an den unbewussten Dimensionen dieses Männlichkeitsdilemmas ansetzen.

Um hier kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Die strukturelle „Schwäche“ des Mannes stellt ebenso wenig eine anthropologische oder gar biologische Tatsache dar, wie männliche Stärke, Macht und Überlegenheit. Bei den Herstellungsprozessen von Männlichkeit geht es immer um das Verhältnis von gesellschaftlicher und zugleich geschlechtsbezogener Macht. Diese Grundannahme lässt die beklagten Defizite der Jungen in einem anderen Licht erscheinen. Für Ilka Quindeau liegt eine der zentralen Ursachen dieser Defizite „in der gesellschaftlichen Geschlechterhierarchie und dem dichotomen, polarisierten Geschlechterverhältnis“ und dem Druck, der sich daraus für die Jungen ergibt. „Viele der Überforderungen, denen Jungen gegenwärtig in ihrer Entwicklung ausgesetzt sind, sind m.E. der Geschlechterhierarchie geschuldet und der daraus folgenden Zugehörigkeit zum

Selbstverständnis des vermeintlich starken, autonomen und überlegenen Geschlechts ist das, was Quelle von Begierde und Lust ist, gerade *weil* es das ist, zugleich die größte Quelle von Unlust und Angst.

„privilegierten Geschlecht““ (Quindeau 2008, 192). Männlichkeit ist unter diesen Bedingungen *strukturell* ein krisenhafter Zustand und nicht das Ergebnis einer die Männer angeblich tief in die Krise stürzenden feministischen Strategie. In diesem Sinne erscheint „der anschwellende Bocksgesang über ‚den Mann in der Krise‘“ für Ute Scheub ein medial verstärktes Ablenkungsmanöver. „Dass ‚der Mann‘ irgendwie in der Krise ist, stimmt jedoch schon seit der Steinzeit. Identität ist immer krisenhaft, und das gilt (...) besonders für die männliche Geschlechtsidentität“ (Scheub 2010, 68f.). Wie aber lässt sich die Produktion von Männlichkeit und die Reproduktion von männlicher Vorherrschaft erklären und ist die von den Männerrechtlern immer wider erhobene Forderung nach einer initiationsähnlichen „Vermännlichung“ des Jungen durch den Vater oder andere männliche Vorbilder ein Weg, um die Angst vor dem Weiblichen zu überwinden und der Verunsicherung sowie der Gewaltaffinität von Jungen vorzubeugen? Ein Blick auf die oft kritiklos idealisierten männlichen Initiationsriten lässt erhebliche Zweifel aufkommen.

Die klassischen Initiationsriten stellen das wichtigste Medium traditioneller Kulturen für die Produktion und Reproduktion erwünschter Männlichkeit dar. Entsprechend des Dreiphasenmodells von Genneps (1909) von *Trennung (séparation) – Umwandlung (marge) – Angliederung (agrégation)* folgen die männlichen Übergangsriten einem ähnlichen Grundschema: Nach einer radikalen, häufig gewaltsamen Trennung von der weiblichen Welt, werden die Initianden komplexen, mythologisch begründeten, symbolischen und (häufig schmerzhaften) realen Inszenierungen und Prüfungen unterworfen um alle Spuren des Weiblichen aus Geist und Körper des Initianden auszutreiben. Erst nach der Inszenierung eines symbolischen Todes und einer anschließenden *zweiten* Geburt, einer sozialen Wiedergeburt in der exklusiven Gruppe erwachsener Männer, ist eine Rückkehr in die weibliche Welt, nun als Mann und d.h. (meistens) auch als Krieger, möglich. Diese Verbindung mit kriegerischen Elementen variiert von Kultur zu Kultur, ist aber elementar und stellt ein mehr oder weniger durchgängiges Merkmal dar.

Die durch die Initiation oder auf initiationsähnlichen Wegen erworbene Männlichkeit bleibt aber generell ein permanent bedrohter Zustand, in dessen Zentrum die elementare Angst vor einer weiblichen Kontamination steht. Einschlägige ethnologische und kulturvergleichende Untersuchungen belegen, dass die mit den unterschiedlichen Formen männlicher Pubertätsriten verbundene abgrenzende Herabsetzung von Frauen keine vorübergehende, nur der notwendigen Ablösung von der Mutter dienende Begleiterscheinung der Initiationsphasen bleibt, sondern dauerhaft in den Grundbestand dieser (brüchigen) männlichen Identität eingeht. Die größten Gefahren scheinen auch nach der virilen Wiedergeburt (vielleicht sogar erst recht) von den Frauen, der weiblichen Sexualität und all jenen Verhältnissen und Zuständen auszugehen, die als schwächend, als Verlust der mit dem eigenen Geschlecht verbundenen Integrität und Unabhängigkeit empfunden werden. „Der Mann fürchtet“, so Sigmund Freud zu dieser Kontaminierungsangst, „vom Weibe geschwächt, mit dessen Weiblichkeit angesteckt zu werden und sich dann untüchtig zu zeigen (...). An all dem ist nichts, was veraltet wäre, was nicht unter uns weiter lebte“ (1918, 168).

Initiationen stellen den Versuch dar, den Jungen gegen diese Anfeindungen zu immunisieren, aber mit begrenztem Erfolg. Vor diesem Hintergrund erscheint beispielsweise

der fast hymnische Bezug Hollsteins auf Robert Blys hypervirile Schwärmereien für die männlichen Initiationen in Papua-Neuguinea suspekt (Hollstein 1988, 244ff.; vgl. Fischer 2009). Blys mythopoetische Auslegung des Grimmeschen Märchen vom *Eisenhans* schien und scheint auch heute noch eine heilsversprechende Wirkung auf tief verunsicherte männliche Seelen auszuüben. Das liegt mit Sicherheit nicht nur an den nach diesem und ähnlichen Vorbildern organisierten rituellen Männerbefreiungskursen, die eine Mischung aus Selbsterfahrungsgruppen, Körpertherapien und Survivaltrainings darstellen. Wichtiger ist die Botschaft dieses Ansatzes: um seine „wahre“ Männlichkeit zu entdecken und zu befreien, müsse ein „scharfer“ und „sauberer“ Bruch mit der „Uterus-Welt“ der Mutter erfolgen, um ein Zusammenleben von Vätern und Söhnen, oder von Initianden und Mentoren in „fröhlicher Toleranz“ zu ermöglichen (Bly 1993, 126f.). Der Vater, sofern er nicht schwach ist, repräsentiere die wahre männliche Substanz und erst die Identifizierung mit diesem väterlichen Wesen soll, unter strikter Abwesenheit der Frauen, aber durch eine symbolische Übernahme weiblicher Funktionen des „Gebärens“ und des „Nährens“, die „zweite Geburt“ des Jungen als Mann ermöglichen.

Nur diese Initiation in der Gruppe könne den „Hunger nach dem Vater“ stillen und die Entwicklung des Jungen zur Entdeckung und Entfaltung seines „inneren Kriegers“ voranbringen, der seine Aggression, durch den Mentor vorbildlich gebunden und kontrolliert, dann, wenn es nötig ist, gegen äußere Feinde zu richten vermag. Der „wilde Mann“, den es in der Tiefe des Mannes (wieder) zu entdecken gelte, sei entschlossen, sein Schwert, das er vom Initiator verliehen bekommt, kraftvoll, aber nicht brutal (aus „nährender Dunkelheit“) zu zeigen. Es gebe eine Vermischung von Liebe und Krieg, aber der „wilde Mann“ wäre ein Barbar, wenn sein Herz nicht durch die „Innigkeit und den Tanz der Liebe“ berührt würde (ebd., 207). Nicht nur abwesende oder schwache Väter verhinderten die Ausbildung „wahrer“ Männlichkeit; es gebe, so Bly weiter, überhaupt kaum noch Gelegenheit, sie (kämpfend) unter Beweis zu stellen. Die modernen, technisch hochentwickelten Kriege verunmöglichten das Vergnügen der Entfaltung des Kriegers auf dem Gebiet, auf dem er im Dienste einer „transzendenten Sache“, d.h. im Dienste des „wahren Königs“ – auch hier finden wir deutliche Bezüge zur Archetypenlehre C.G. Jungs - seinen Mann zu stehen habe, nämlich auf dem Schlachtfeld.

Es ist kaum zu begreifen, wie diese Mischung aus antifeministischer Männerbundschwärmerei Blüherischer Prägung und deutlich an Ernst Jünger erinnernder hyperviriler Kriegerromantik eine derartige Faszination für Teile der „neuen“ Männerbewegung ausüben konnte und offenbar auch heute noch kann (vgl. Blüher 1920; Jünger 1922). Dies gilt es zu bedenken, wenn hierzulande die initiationsähnliche Einrichtung mann-männlicher Übergänge als Heilmittel gegen die beklagte „Entmännlichung“ propagiert wird. Ihre Attraktivität liegt offensichtlich in der Stärkung der Illusion von einer rein männlichen Welt ohne, über und gegen die Frauen. „Der Ausschluss von Frauen ermöglicht die Atmosphäre, die vielen Männern als Garant männlicher Authentizität gilt. Die Männergemeinschaft vermittelt die habituelle Sicherheit, die zumindest junge Männer in der Interaktion mit Frauen, welche jene in zunehmendem Maße mit Egalitätsansprüchen konfrontieren, immer schwieriger zu gewinnen vermögen“ (Meuser 2001, 25f.). Werden die hier mittransportierten Geschlechterbilder nicht reflektiert, dann dienen die Kampagnen für die Väter als Retter und Befreier der identitätslosen

Jungen mehr oder weniger offen einem Hauptziel, das irrigerweise als *Geschlechterdemokratie* ausgegeben wird: der Stärkung einer Re-Maskulinisierung der Gesellschaft.

Fazit

Kommen wir abschließend noch einmal auf die wichtigsten Topoi der aktuellen Debatten über die Krise des Mannes zurück, dann kann die hier geführte Auseinandersetzung thesenförmig in vier Punkte zusammengefasst werden:

1. Es gibt keine zeitbedingte „Krise der Männlichkeit“, denn Männlichkeit selbst ist strukturell ein konflikthafter und konfliktsensibler Krisenzustand. D.h.: Die inzwischen inflationär und mit misogynen Schuldzuweisungen geführte Rede von der aktuellen Krise der Männlichkeit verdeckt, dass es sich bei den vorherrschenden Formen von Männlichkeit in männlich dominierten Kulturen und Gesellschaften grundsätzlich um ein fragiles und krisenhaftes Konstrukt handelt.

2. Zu den inhärenten Merkmalen dieses Konstrukts Männlichkeit gehören nach wie vor unbewusst verankerte und körperlich eingeschriebene Überlegenheitsansprüche und eine ambivalente, bis zur Feindseligkeit reichende Weiblichkeitsabwehr. Dies hat insbesondere auf dem Feld der normierten (Hetero-)Sexualität eine unlösbare Zwangslage zwischen Autonomiewunsch und Abhängigkeitsangst zur Folge, die als „Männlichkeitsdilemma“ bezeichnet werden kann und die eine der wichtigsten Quellen von sexueller und nicht-sexueller Gewalt als Mittel der Wiederherstellung einer aus den Fugen geratenen „intakten“ Männlichkeit darstellt.

3. Die wichtigen Fortschritte in der Frauen-, Gleichstellungs- und Geschlechterpolitik sind Ausdruck einer bloß „rhetorischen Modernisierung“ (Wetterer 2003), solange die grundlegenden Asymmetrien in einer weiterhin geschlechterhierarchischen Gesellschaft geleugnet oder verschleiert werden. Ein männlicher Krisendiskurs, der diese Tatsache ignoriert oder essentialistisch umdeutet ist ein entkontextualisiertes, und damit scheinheiliges Gerede, mit dem „der“ Mann larmoyant zum beklagenswerten Opfer der als „feminisiert“ angeprangerten Verhältnisse stilisiert wird;

4. Die Rede von der „Krise der Männlichkeit“ ist eine rückwärtsgewandte Reaktion auf die marktradikale Verschärfung des gesellschaftlichen Krisengeländes und enthält hohe projektive Anteile. Das bedeutet: Die Krise erscheint in vielen einschlägigen Diskursen als Folge einer die Männer pauschal diffamierenden, vor allem aber die Jungen und Väter einseitig vernachlässigenden Frauenpolitik und Mädchenförderung und kann, zugespitzt, als Backlash, als antifeminine und antifeministische Gegenbewegung im Rahmen einer allgemeinen Re-Maskulinisierung der Gesellschaft interpretiert werden.

Um es abschließend noch einmal zu betonen: Die hier skizzierte Struktur und Entwicklung eines grundlegenden Männlichkeitsdilemmas ist *keine* anthropologische Tatsache und damit kein unausweichliches Schicksal, sondern Ausdruck der Kontinuität gesellschaftlicher, wenn auch modernisierter Geschlechterarrangements. Eine wirksame, auch für die Konstitution der

männlichen Subjektivität folgenreiche Gegenstrategie müsste grundsätzlich das Ziel einer „nicht auf Abwertung [der Weiblichkeit, R.P.] beruhenden Ausbildung der männlichen Geschlechtsidentität“ verfolgen (Pech 2002, 43). Nach der Grundidee in Jessica Benjamins paradigmatischem Anerkennungs-Modell scheint eine halbwegs gelungene Befriedung des Geschlechterverhältnisses prinzipiell möglich, ohne die Spannungen des Gegengeschlechtlichen grundsätzlich aufzugeben bzw. die Differenzen insgesamt durch Dekonstruktion aufzulösen (Benjamin 1995; vgl. Schmauch 2005, 39).

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1960): Meinung, Wahn, Gesellschaft. In: Ders. (1963): Eingriffe. Neun kritische Modelle. Frankfurt am Main, 147-172.
- Aigner, Josef Christian (2001): Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex. Gießen.
- (2003): Vatersehnsucht. Ödipuskomplex und männliche Entwicklung. Vaterferne in Gesellschaft und Psychoanalyse als Spiegel patriarchaler Vaterdeprivation. In: Arx, Sylvia von u.a. (Hg.) Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche. Tübingen, 141-156.
- Aktionsrat Bildung (2009) (Hg.): Geschlechterdifferenzen im Bildungssystem. Jahresgutachten 2009. Wiesbaden.
- Amendt, Gerhard (2009a): „Hort des Männerhasses“. Warum das Frauenhaus abgeschafft werden muss. www.welt.de/politik/article3936899/Warum-das-Frauenhaus-abgeschafft-werden-muss.html (Zugriff: 01.07.2009).
- (2009b): Die Mitschuld der Frauen an der NS-Zeit. Geschichtsverleugung, Väterfeindlichkeit und Antisemitismus im ideologischen Feminismus. www.vafk.de/themen/wissen/gleichstellung/Jued._Echo_Amendt.pdf (Zugriff: 03.04.2010).
- (2009c): Die Opferverliebtheit des Feminismus oder: Die Sehnsucht nach traditioneller Männlichkeit. Die Zukunft der Männer jenseits der Selbstinstrumentalisierung für Frauen. In: Gruner, Paul-Hermann/Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, 41-55.
- Becker-Schmidt, Regina (2000): Maskulinität und Kontingenz: Macht als Kompensation eines männlichen Konflikts. In: Bosse, Hans/King, Vera (Hg.): Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt/New York, 71-82.
- Benjamin, Jessica (1995): Anerkennung und Zerstörung: Die Dialektik von Autonomie und Bezogenheit. In: Keupp, Heiner (Hg.): Lust an der Erkenntnis. Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch. München, 252-271.
- Bereswill, Mechthild/Scheiwe, Kirsten/ Wolde, Anja (2006) (Hg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim/München.
- Bergmann, Wolfgang (2008): Kleine Jungs – große Not. Wie wir ihnen Halt geben. Weinheim/Basel.
- Beuster, Frank (2006): Die Jungenkatastrophe. Das überforderte Geschlecht. Reinbek.
- Bischof-Köhler, Doris (2004): Von Natur aus anders. „Die kleinen Helden“ aus evolutionärer Perspektive. Vortrag. www.bischof.com/mat/bischof-koehler_loccum.pdf (Zugriff: 15.04.2020)
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main, 153-217
- (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main.
- Blüher, Hans (1920): Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatenbildung nach Wesen und Wert. Band 1 und 2. Jena.
- Bly, Robert (1993): Eisenhans. Ein Buch über Männer. München.

- Bründel, Heidrun/Hurrelmann, Klaus (1999): Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart.
- Bundesjugendkuratorium (2009): Schlaue Mädchen – Dumme Jungen? Gegen Verkürzungen im aktuellen Geschlechterdiskurs. www.bundesjugendkuratorium.de/pdf/2007-2009/bjk_2009_4_stellungnahme_gender.pdf (Zugriff: 02.04.2020).
- Dammasch, Frank (2008): Einleitung: „Jungen in der Krise“ und „Krise der Jungen“. In: ders.: (Hg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht?. Frankfurt am Main, 7-8.
- (2008): Vaterlose Jungen zwischen Größenphantasien und Verfolgungsangst. In: ders.: (Hg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht?. Frankfurt am Main, 127-143.
- Farrell, Warren (1995): Mythos Männermacht. Frankfurt am Main.
- Fischer, Claudia (2009): Die Initiation des Dionysos. Jungs im PC-Ghetto von Baller-, Rollen- oder Abenteuerspiel. Und wie sie herauszuführen wären. Ein Gespräch mit mir selbst. In: Gruner/Kuhla: Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, S. 355-370.
- Freud, Sigmund (1918): Das Tabu der Virginität. G.W. XII, 159-180.
- Friesen, Astrid von (2009): Ignoranz, Mitleidlosigkeit, Hass. Über das Auslöschen von männlichen Gefühlen. In: Gruner, Paul-Hermann/Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, 133-159.
- Gennep, Arnold van (1909): Übergangsriten (Les rites de passage), Frankfurt an Main/New York (1999).
- Gesterkamp, Thomas (2010): Geschlechterkampf von rechts. Wie Männerrechtler und Familienfundamentalisten sich gegen das Feindbild Feminismus radikalisieren. www.library.fes.de/pdf-files/wiso/07054.pdf (Zugriff: 02.04.2010).
- Gilmore, David D. (1991): Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder. München.
- Gruner, Paul-Hermann (2000): Frauen und Kinder zuerst. Denkblockade Feminismus. Eine Streitschrift. Reinbek.
- (2009): Männer und die Mündigkeit zur Selbstbefreiung. Das Ende des weiblichen Geschlechtermonologs. In: Gruner, Paul-Hermann/Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, 9-28.
- Gruner, Paul-Hermann/Kuhla, Eckhard (2009) (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen.
- Habermas, Jürgen (2002): Tabuschränken. Eine semantische Anmerkung – Für Marcel Reich-Reinicki, aus gegebenen Anlässen, in: Naumann, Michael (Hg.): „Es muß doch in diesem Lande wieder möglich sein ...“. Der neue Antisemitismus-Streit. München, 189-193.
- Hoffmann, Arne (2007): Männerbeben. Das starke Geschlecht kehrt zurück. Grevenbroich.
- (2009): Rettet unsere Söhne. Wie den Jungs die Zukunft verbaut wird und was wir dagegen tun können. München.
- Hollstein, Walter (1988): Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer. Hamburg.
- (1999): Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden. Göttingen.
- (2008): Was vom Manne übrig blieb. Krise und Zukunft des starken Geschlechts. Berlin.
- Hurrelmann, Klaus (2010): Leistungs- und Kompetenzdefizite von jungen Männern. Warum wir dringend eine stärkere Jungenförderung benötigen. www.maennerkongress2010.de/download/mk_hurrelmann.pdf (Zugriff: 03.04.2010)
- Hüther, Gerald (2008): Das schwache Geschlecht und sein Gehirn. In: Dammasch, Frank (Hg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht?. Frankfurt am Main, 29-38.
- Jäckel, Karin (2019): Die heroisierte Alleinerziehende und die verniedlichte Vaterlosigkeit des Kindes. In: Gruner, Paul-Hermann/Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, 57-89.
- Jünger, Ernst (1922). In Stahlgewittern (34. Auflage). Stuttgart (1993).
- Kappert, Ines (2008): Der Mann in der Krise oder: Kapitalismuskritik in der Mainstreamkultur. Bielefeld.

- Kummer, Susanne (2009): Das geschlechtslose Es oder: Zweifel am leibfernen Ideal der Gleichheit als politischem Konstrukt. In: Gruner, Paul-Hermann/Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, 111-132.
- Lenz, Claudia (2003) (Hg.); Männlichkeiten – Gemeinschaften – Nationen. Historische Studien zur Geschlechterordnung des Nationalen. Opladen.
- Lenz, Hans-Joachim (1996): Mann versus Opfer? Kritische Männerforschung zwischen der Verstrickungen herrschende Verhältnisse und einer neuen Erkenntnisperspektive. In: BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Hamburg, 359-396.
- (2009) Über die kulturelle Verdrängung der gegen Männer gerichteten Gewalt. Voraussetzungen für einen männlichen Emanzipationsweg. In: Gruner, Paul-Hermann/Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, 277-308.
- Lier, Karl-Heinz B. von (2009): Gender Mainstreaming oder: Die Hydra im trojanischen Pferd. In: Gruner, Paul-Hermann/Kuhla, Eckhard (Hg.): Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie. Essays und Analyse. Gießen, 91-109.
- Matussek, Matthias (1998): Die vaterlose Gesellschaft. Überfällige Anmerkungen zum Geschlechterkampf. Reinbek.
- Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Janshen, Doris/Meuser, Michael (Hg.): Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, 1. Jg., Heft 2 (digitale Publikation). www.ruendal.de/aim/pdfs/Meuser.pdf (Zugriff: 14.04.2020).
- Pech, Detlef (2002): „Neue Männer“ und Gewalt. Gewaltfacetten in reflexiven männlichen Selbstbeschreibungen. Opladen.
- Pilgrim, Volker Elis (1989): Muttersöhne. Reinbek.
- Pohl, Rolf (2003): „(...) vom Liebhaber zum Lustmörder.“ Die Legierung von Sexualität und Aggression in der männlichen Geschlechtsidentität. In: Arx, Sylvia von u.a. (Hg.): Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche. Tübingen, 15-47.
- (2004): Feindbild Frau. Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen. Hannover.
- (2006): Vater ist der Beste. Über die Wiedergeburt eines Helden im sozialwissenschaftlichen Familiendiskurs. In: Bereswill, Mechthild/Scheiwe, Kirsten/ Wolde, Anja (Hg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim/München, 171-189.
- (2007): Genitalität und Geschlecht. Überlegungen zur Konstitution der männlichen Sexualität. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/ Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit, 186-203.
- Quindeau, Ilka (2008): Das andere Geschlecht. Psychoanalytischer Diskurs über die psychosexuelle Entwicklung des Jungen. In: Dammasch, Frank (Hg.): Jungen in der Krise. Das schwache Geschlecht?. Frankfurt am Main, 177-194.
- Rose, Lotte (2005): Starke Mädchen – arme Jungen: Reden und was sie auslösen. In: Rose, Lotte/Schmauch, Ulrike (Hg.): Jungen – die neuen Verlierer? Auf den Spuren eines öffentlichen Stimmungswechsels. Königstein, 11-25.
- Scheub, Ute (2010): Heldendämmerung. Die Krise der Männer und warum sie auch für Frauen gefährlich ist. München.
- Schmauch, Ulrike (2005): Was geschieht mit kleinen Jungen? – Ein persönlicher Blick auf die Entwicklung des Jugendthemas von den 70ern bis heute. In: Rose, Lotte/Schmauch, Ulrike (Hg.): Jungen – die neuen Verlierer? Auf den Spuren eines öffentlichen Stimmungswechsels. Königstein, 26-41.
- Schmitz, Sigrid (2006): Frauen- und Männergehirne. Mythos oder Wirklichkeit? In: Ebeling, Smilla/Schmitz, Sigrid (Hg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden, 211-234.
- Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer (1990): Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek.
- Soiland, Tove (2003): Dekonstruktion als Selbstzweck? Ein Aufruf zur theoretischen Reflexion. In: Forum Wissenschaft, 20. Jg., Heft 3, 37-40.

- Sombart, Nicolaus (1991): Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos. München/Wien.
- Stork, Jochen (1974): Die Bedeutung des Vaterbildes in der frühkindlichen Entwicklung. In: ders. (Hg.): Fragen nach dem Vater. Französische Beiträge zu einer psychoanalytischen Anthropologie. Freiburg/München, 259-302.
- Walter, Heinz (2002) (Hg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster, 286-319.
- Wieck, Wilfried (1992): Söhne wollen Väter. Wider die weibliche Umklammerung. Hamburg.
- Wolde, Anja (2006): Väter in Väterninitiativen als ambivalente Akteure der Modernisierung. In: Bereswill, Mechthild/Scheiwe, Kirsten/ Wolde, Anja (Hg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim/München, 95-115.
- (2007): Väter im Aufbruch. Deutungsmuster von Väterlichkeit und Männlichkeit im Kontext von Väterninitiativen. Wiesbaden.